

Als Emrah wütend war auf Deutschland, nannte er sich Schmitz und rief beim Bundeskriminalamt an. Al-Qaida, sagte er, werde den deutschen Reichstag angreifen. In jenem Herbst, 2010, telefonierte Emrah oft nach Deutschland, in seine alte Heimat, die er verlassen hatte, um gegen sie zu kämpfen, gegen den Westen, für al-Qaida.

Emrah wurde der erste Islamist, auf den der deutsche Innenminister hörte. Nach Emrahs Anruf ließ Thomas de Maizière den Reichstag mit Metall vergiften, an Bahnhöfen patrouillierten Polizisten mit Maschinenpistolen. Die Angst vor dem islamistischen Terror, sie hatte den Platz der Republik erreicht – und schuld daran war Emrah.

Mittlerweile ist er zurück in Deutschland, 27 Jahre alt, ein verurteilter Terrorist. Seine Reise, die in Wuppertal begann, ihn nach Asien führte, nach Afrika, endete in einer Zelle der Justizvollzugsanstalt Frankfurt am Main. Ein Hochsicherheitsgefängnis, 17 Meter hohe Mauern, mit Stacheldraht und Bewegungsmeldern, kameraüberwacht. Emrah sitzt in Haus B, Erdgeschoss, elf Quadratmeter, graue Gitter vor den Fenstern, blaue Matratze, Wasserkocher, Kühlschrank und ein Radio. Mit dem deutschen Staat kommuniziert Emrah jetzt über einen Metallknopf, aus seiner Zelle.

Seitdem er zurück ist aus dem Krieg in der Ferne, hat ein neuer Kampf begonnen. Diesmal geht es um ihn, den Rückkehrer Emrah. Es geht um seine Zukunft, um die Sicherheit in Deutschland. Es ist ein Kampf, den Islamisten wie Bernhard Falk führen, Extremismusexperten wie Claudia Dantschke, Gefängnisseelsorger wie Mustafa Cimşit. Sie alle kämpfen um Emrah und seine Brüder im Geiste.

Es geht, für die einen, darum, dass Männer wie Emrah in deutschen Gefängnissen nicht neue Brüder finden, dass sie nicht rekrutieren für den Terror. Es geht, für die anderen, darum, dass der Kampf gegen alles Westliche weitergeht, dass Emrah ihn nicht aufgibt. Es geht, für Deutschland, darum, weiterhin verschont zu bleiben, darum, dass keine Vorortzüge explodieren wie in Madrid, keine Busse wie in London, dass nicht Zeitungsredaktionen exekutiert werden wie in Paris, dass nicht Menschen niedergeschossen werden wie in Brüssel. Es geht darum, dass der deutsche Staat viel will und dass er fast nichts dafür tut.

Emrah suchte Hilfe. Aus seiner Zelle schrieb er einen Brief mit blauer Tinte auf weißem Papier. Er fragte nach dieser Frau, Claudia Dantschke. Er habe sie im Fern-

sehen gesehen, ihre Stimme im Radio gehört. Sie könne ihm vielleicht helfen. Dantschke ist Deutschlands bekannteste Extremismusexpertin. Sie berät Joachim Gauck im Schloss Bellevue, sitzt in der Sicherheitskonferenz bei Barack Obama in Washington, sie raucht Kette, trägt gern Jeanshemd, fährt durch Deutschland und schult Gefängniswärter im Umgang mit Häftlingen wie Emrah. Sie antwortete auf den Brief.

Seit Jahren kämpft sie um junge Männer wie Emrah. Sie will sie nicht verlieren an den Krieg in der Ferne, an Extremisten in der Nähe. Aber ihre Gegner, Männer wie Bernhard Falk, ziehen am anderen Ende. Falk will Emrah und seine Brüder nicht für die Zivilgesellschaft retten: Er will sie als Soldaten für seinen Krieg.

Bernhard Falk ist ein großer Mann, der einen langen Bart trägt, schwarzes Hemd und immer dunkle Hosen, die nie über

Emrah und seine Brüder

Justiz Deutsche Islamisten kehren zurück aus dem Krieg in der Ferne, geläutert manche, andere noch gefährlicher als zuvor. Sozialarbeiter, Imame, Extremisten kämpfen um sie – und um unsere Sicherheit. Die Ministerien schauen dabei zu.

Von Özlem Gezer

seine Knöchel reichen, damit sie – muslimischen Geboten gemäß – nicht den Dreck der Straße berühren. Falk war einmal Linksextremist, er verübte Anschläge auf deutsche Politiker, er saß dafür zwölf-einhalb Jahre lang in Haft. Das war damals, in den Neunzigern. Heute ist er wieder Extremist, Islamist diesmal, für die Sicherheitsbehörden einer der großen „Gefährder“ der deutschen Szene.

Falk fährt zu Terrorismusverfahren an deutschen Gerichten, er analysiert Richter, schreibt verurteilten Terroristen Briefe in die Zelle, sucht ihnen die richtigen Anwälte, tröstet ihre Mütter. Für Bernhard Falk ist Emrah kein Terrorist. Für Falk ist er ein „politischer Gefangener der BRD“, es klingt fast alles wie damals.

Falk will Emrah beistehen, ihn „festigen“. Emrah soll nicht glauben, dass alles ein Fehler gewesen sein könnte, er soll ihn

nicht aufgeben, den Kampf gegen den Westen und das Westliche. Für Falk sind Männer wie Emrah „Strandgut“. Die Deutschen, sagt Bernhard Falk, könnten doch nicht ihre Waffen in die ganze Welt verkaufen und glauben, dass der Terror nicht zurückkehre, in ihre Städte und Straßen, in ihre Gefängnisse.

In einem davon saß Emrah in den vergangenen Monaten oft Mustafa Cimşit gegenüber, beim Freitagsgebet, im Gruppenraum der JVA, in seiner Zelle. Auch Mustafa Cimşit kämpft um ihn. Cimşit, der Imam, hat Emrah gesagt, dass es feige war, in die Ferne zu ziehen, in einen Krieg, der nichts mit ihm zu tun hat.

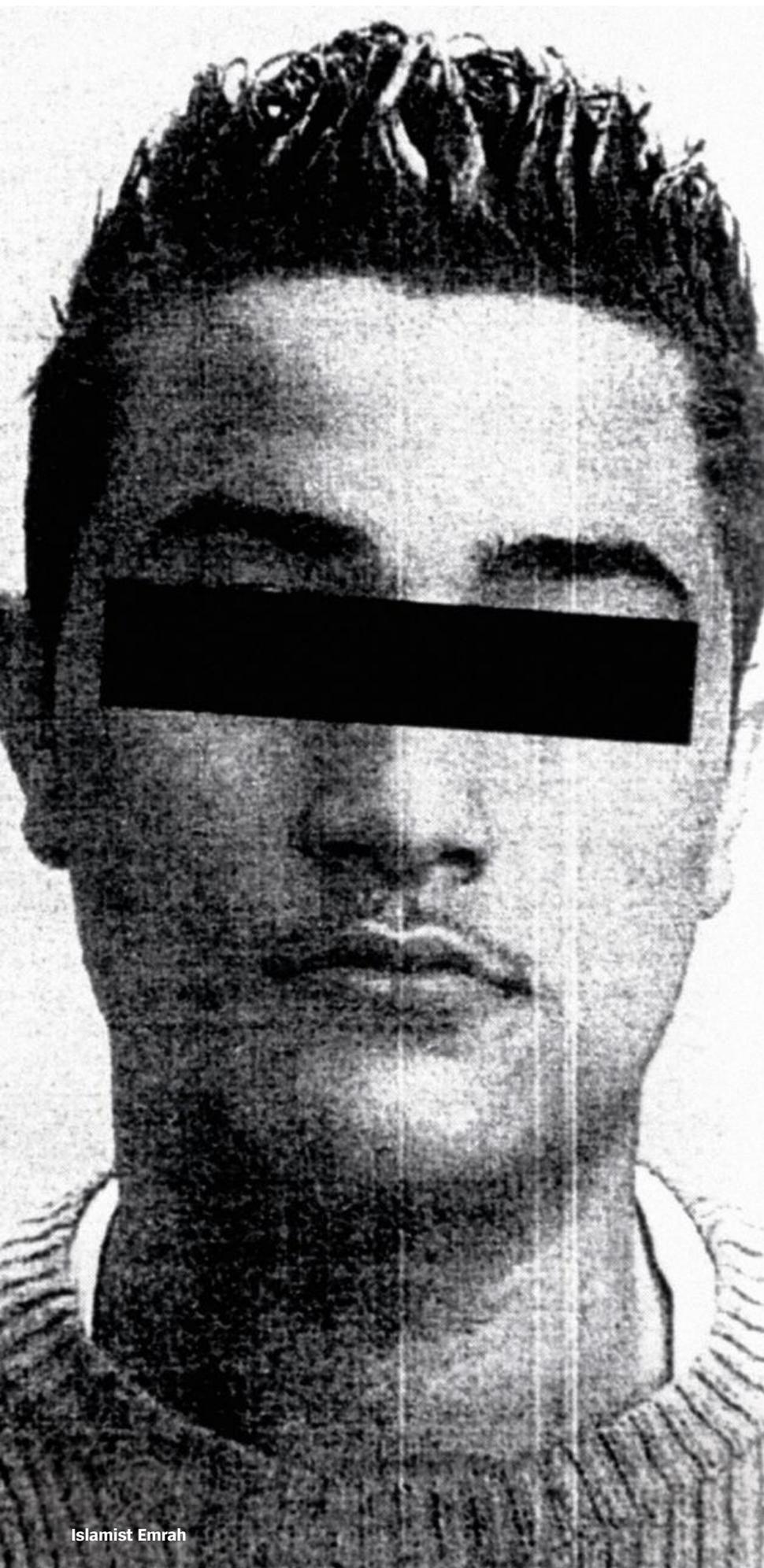
Cimşit ist muslimischer Gefängnisseelsorger, der einzige in Deutschland, der fünf Tage die Woche hinter Gittern predigt, mit eigenem Büro und Transponder am Schlüsselbund. Der Imam ist ein kleiner Mann,

der von sich sagt, er sei groß genug. Einer, der einen sanften Händedruck hat und eine ruhige Stimme, der Bart trägt und Fliegerjacke, darunter enge Jeans. Wenn er durch die Sicherheitstüren der JVA läuft, sieht Cimşit aus wie einer der Wärter, nur einer, der Turban trägt.

Emrah ist einer der ersten Rückkehrer, die den Weg aus dem islamistischen Krieg zurück nach Deutschland gefunden haben. Mit seiner Geschichte steht er für eine neue Generation junger Männer, die sich in Bonn, Ansbach oder Wuppertal radikalisieren und in den Krieg ziehen. Seitdem der Konflikt in Syrien begonnen hat, ist der Kampf der Islamisten näher an Europa herangerückt. Die Rede ist nicht mehr vom fernen Afghanistan, vom pakistanischen Bergland. Der Krieg ist jetzt nur noch wenige Flugstunden

entfernt. Seitdem das so ist, sind bis zu 700 junge Deutsche in den Kampf gezogen. Inzwischen ist jeder Dritte von ihnen zurückgekehrt.

Sie werden empfangen von Staatsanwälten, die Verfahren wegen Terrorverdachts durchziehen, es wird ermittelt gegen ihre Ehefrauen, Freunde und Verwandte. Bundesweit gibt es mehr als 300 Verdächtige, vorgeworfen werden ihnen Terrorfinanzierung, die Mitgliedschaft in ausländischen Terrororganisationen, sie sollen gekämpft haben, vielleicht getötet. Aber was sie in der Ferne taten, ist nicht die einzige Frage, die deutsche Richter in diesen Tagen beschäftigt. Sie haben zu klären, ob vor ihnen desillusionierte Kämpfer sitzen, die ernüchert und geläutert zurückkehren. Oder ob sie es mit potenziellen Attentätern zu tun haben. Mit terroristischen Schläfern. Mit einer tödlichen Gefahr.



Islamist Emrah

Von der Antwort auf diese Fragen hängt viel für Deutschland ab, für seine Sicherheit und Zukunft, für das Gefühl, mit dem Menschen weiter in ihrem eigenen Land leben, denn 82 Prozent der Deutschen glauben, dass von jenen Rückkehrern große Gefahr ausgeht.

Der eigentliche Kampf um Emrah und seine Brüder findet nicht im Gerichtssaal statt, sondern draußen, auch wenn die Gesellschaft kaum Notiz davon nimmt. Einsame Kämpfer treten gegeneinander an, Insider wie Falk, Cimşit und Dantschke. Sie wissen, dass es keinen Sinn hat, ein gesellschaftliches Problem der Justiz allein zu überlassen; sie wissen, dass es nichts hilft, die Rückkehrer in den Gefängnissen zu parken; sie sehen, wie eine verängstigte Gesellschaft den Umstand verdrängt, dass sie Männer wie Emrah nicht für ewig hinter Gitter sperren kann, dass die Rückkehrer irgendwann wirklich zurückkehren in die Gesellschaft.

Das Gefängnis ist eine Bühne der verpassten Gelegenheiten, auch in Deutschland. Das Gefängnis ist ein wichtiges Schlachtfeld, nicht nur in Deutschland.

Zwei der Attentäter von Paris lernten sich im Gefängnis kennen.

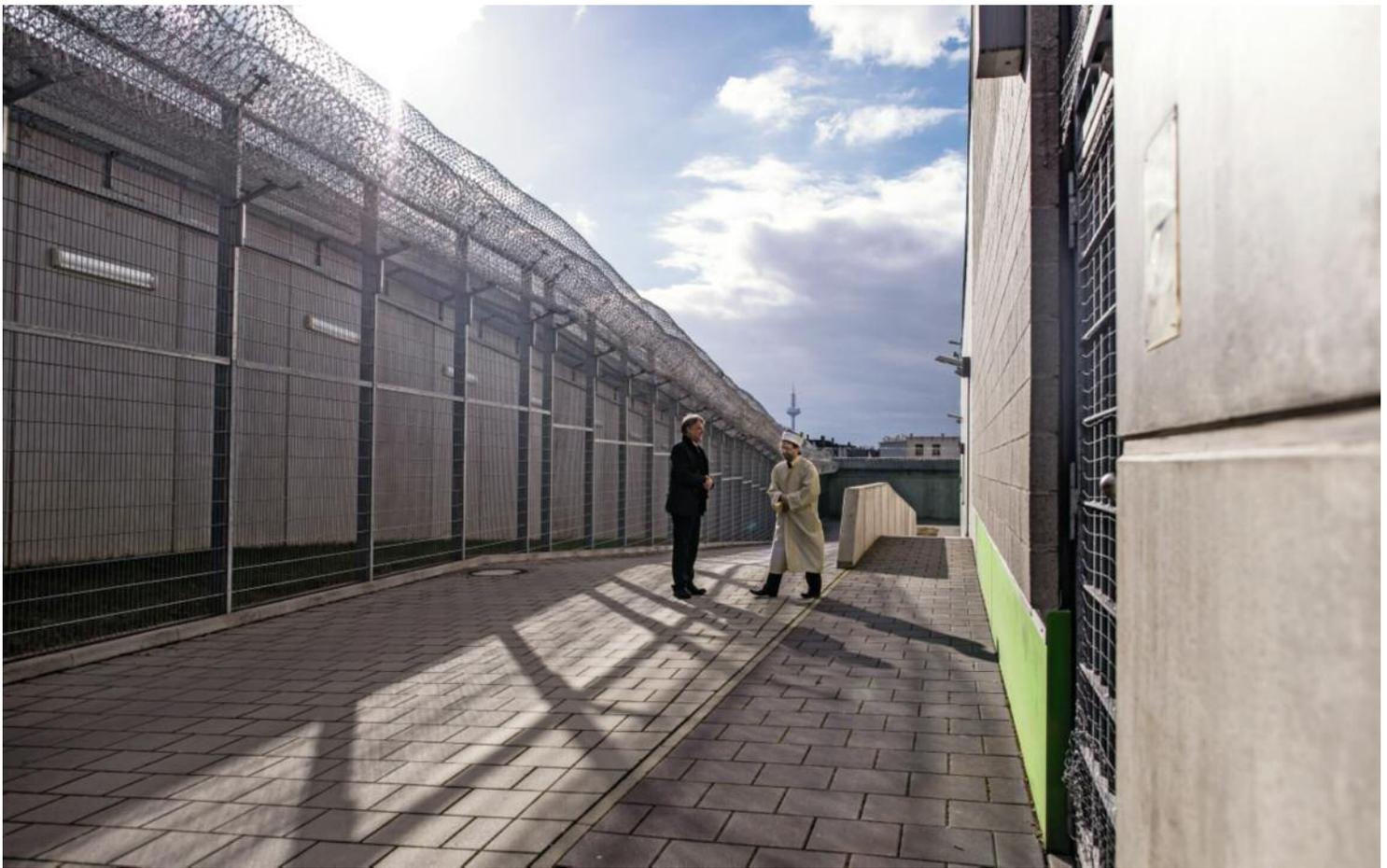
Der Attentäter Omar El-Hussein war erst wenige Tage frei, als er dem Führer des „Islamischen Staates“ Baghdadi auf Facebook seine Treue schwor und zwei Menschen in Kopenhagen tötete.

Der Attentäter Mehdi Nemmouche, der im Jüdischen Museum in Brüssel vier Menschen erschoss, war wenige Monate vor der Tat aus Syrien zurückgekehrt.

Fast alle Attentäter haben dieses eine gemeinsam, erst waren sie Kleinkriminelle, hinter Gittern wurden sie Extremisten. In den Besserungsanstalten der Gesellschaft wurden aus ihnen gewaltbereite Fanatiker.

Emrah schrieb aus seiner Zelle einen Brief, am 1. Januar 2013: „Für mich muss ich sagen, ich weiß nicht, was mit mir passiert, wenn ich erst einmal rauskomme. Ich habe keinen Job, keinen Abschluss, null Chancen auf dem Arbeitsmarkt.“ Der Brief war adressiert an das nordrhein-westfälische Innenministerium. Emrah schreibt, dass er im Radio von einem Aussteigerprogramm für Islamisten gehört habe. Er fordert Prospekte und Kataloge an, Emrah will lesen, Emrah will reden: „Ich habe eine sehr strenge Auslegung vom Islam gelebt und habe mein Leben als Krimineller aufgegeben. Irgendwann habe ich mich sehr stark radikalisiert und habe mich ins Ausland abgesetzt. Nach dem Tod meines Bruders habe ich mir 1000 Fragen gestellt. Ich bin sehr daran interessiert, zu wissen oder zu lesen, was Sie da so anbieten.“

Emrah gibt Fetzen aus seinem Leben wieder, sie wirken wie die ersten Zeilen der Reue. Dass seine Entwicklung nicht von heute auf morgen passiert sei, dass es



Gefängnis in Frankfurt am Main, Imam Cimşit (r.): Die „Expressheilung“ für Radikalisierte gibt es nicht

viele Stufen und viele Fallen gegeben habe. „Ich war naiv und jung“, schreibt Emrah, „ungebildet in Sachen Menschenkenntnis und Zukunft.“ Aber nun habe er diese Frau gesehen, die sich einsetze, „um solchen Menschen wie mir zu helfen. Sollten Sie die Adresse dieser Frau, die ich beschrieben habe, finden, würde ich Sie bitten, mir die zu schicken“.

Die Frau ist Claudia Dantschke. Emrahs Brief bleibt im Innenministerium hängen, er erreicht sie erst vier Wochen später. Dantschke ist wütend, bis heute, über die verpasste Gelegenheit. Sie antwortete sofort auf diesen ersten Hilferuf von Emrah, aber er antwortete nicht mehr. Ihre Zeilen kommen zu spät, weil sein Brief erst versickert, in deutscher Bürokratie. Dantschke sagt, es gebe Fenster, für kurze Zeit offen, dann gehen sie zu, für immer.

Claudia Dantschke will Männer wie Emrah nicht in Watte packen, sie hat kein Mitleid. Aber Dantschke will sie aus den Fängen der Extremisten befreien, will „Aussteiger“ aus ihnen machen. Sie mag es nicht, dass Deutschland seine Extremisten behandelt wie Fremdkörper, dass das Land nichts zu tun haben will mit den Ursachen von Radikalisierung, mit der Frage, warum junge Männer in einen fernen Krieg ziehen gegen die Kuffar, die Ungläubigen, gegen den Westen und das Westliche.

Dantschke sitzt im ICE, klebt sich ein Nikotinpflaster auf die Schulter, klappt ihren Laptop auf, klickt sich durch eine Powerpoint-Präsentation. Sie ist auf dem

Weg zu einem Vortrag, zwei Telefone liegen auf dem Tisch, eines klingelt immer.

Am anderen Ende der Leitung sind Mütter, die verzweifelt sind, weil ihre Söhne nicht mehr den Raum betreten, wenn Frauen anwesend sind. Lehrer, die klagen, weil Schüler nicht „Je suis Charlie“, sondern „Je suis Muslim“ sagen. Väter, die fürchten, dass ihre Kinder in den Krieg reisen, bald. Dantschke fragt, wie die Moschee heißt, in die ihre Kinder gehen, fragt nach Büchern, die sie lesen, nach Bildern, die sie an ihre Wände pinnen. Sie will wissen, ob die Kleidung sich verändert hat, welche Internetseiten sie klicken. Es ist eine grobe Checkliste, anhand derer sie messen kann, wie radikal die Kinder der verzweifelten Eltern bereits sind, sie führt lange Gespräche mit ihnen, oft dauern sie Stunden.

Sie sagt Eltern, dass sie ruhig bleiben müssen, ihre Kinder nicht kriminalisieren dürfen. Sie will nicht, dass sie den Zugang verlieren, loslassen. Claudia Dantschke weiß, dass sie viel zu wenige sind, Berater, Gefängnisseelsorger, Experten wie sie.

„Mir dämmert es“, sagt ein älterer Herr, „das kennen wir doch alles, das ist RAF.“

Dass sie verarzten, aber nicht ständig da sein können. „Wenn der Draht zur Familie eng ist, fällt eine Ausreise schwerer“, sagt sie. Und damit sie bleiben, müssen Eltern die richtigen Fragen stellen.

Claudia Dantschke trainiert sie. Sie kann wie auf Knopfdruck abrufen, wann genau die deutsche Szene der militanten Islamisten entstanden ist, kennt die Führungsköpfe der Bewegung, weiß, welche dschihadistische Organisation in Syrien sich von welcher gerade getrennt hat. Jetzt liefert sie den Eltern das Fachwissen zum Krieg der Terroristen, zitiert Suren aus dem Koran, die ihn untersagen. Sie sollen ihre Kinder ins Zweifeln bringen.

Dantschke leitet „Hayat“, eine Beratungsstelle gegen Radikalisierung. Hayat heißt Leben und ist zwischen 11 und 17 Uhr telefonisch erreichbar. Dantschke organisiert Wochenenden für die Eltern von Rückkehrern, bringt sie zusammen mit Eltern von Ausgereisten. Sie sollen voneinander lernen. Nach den Gesprächsrunden sagen sie ihren Kindern, die aus dem Krieg anrufen, man müsse sich für immer verabschieden; schließlich kämen sie, die Eltern, als Ungläubige in die Hölle, während sie, die Kämpfer in der Ferne, als Dschihadisten ins Paradies kämen.

Claudia Dantschke schreibt den Eltern Drehbücher, sie lernen Sätze auswendig. Es klingt simpel, aber es funktioniert. „Heimweh haben alle“, sagt sie. Viele Eltern haben Dantschkes private Handynummer, sie rufen an, wenn sie gerade

Seminare in Wien gibt oder Eltern in Berlin besucht, und manchmal sucht sie auf ihrem Telefon dann auf die Schnelle eine Tankstelle an der syrischen Grenze, zu der ein verlorener Sohn seinen Vater bestellt hat, um ihn aus dem Krieg wieder rauszuholen. Dantschke klickt sich durch Google Maps, tippt ein, welche Strecke der Vater fahren muss. Sie tippt schnell.

Claudia Dantschke ist oft gestresst, aber sie will ihre Anrufer nicht alleinlassen, es sind deutsche Eltern, sie sind verzweifelt. Die Türkei kennen die meisten von ihnen nur aus dem Badeurlaub, den Terror nur aus RAF-Zeiten. Mit Dantschkes Hilfe reisen sie jetzt in einen Krieg, um ihre Kinder zurückzuholen, in ein Deutschland, das nicht weiß, was es mit ihnen machen soll.

Claudia Dantschke will auch diesem Deutschland helfen, will es aufklären. Die Menschen müssten endlich verstehen, dass sie junge Männer wie Emrah nicht an den Islam verlieren, sondern an den militanten Islamismus, an einen neuen Extremismus, der Dschihadismus genannt wird und nur auf der Basis einer Religion debattiert wird, mit der er kaum zu tun hat.

Dantschke steht am Rednerpult im Museum Pfalzgalerie in Kaiserslautern. Sie klappt ihren Laptop auf, prüft den Sound, steckt die rechte Hand in die Hosentasche, in der linken hält sie ein Mikro: „Es geht nicht mehr um Superman, sondern um Supermuslim“, sagt sie. Ihre Zuhörer sollen verstehen, dass es um eine neue Jugendkultur geht, die ihre eigenen Codes hat, eine Szene, in der Extremisten fischen, erfolgreich. Junge Männer wie Emrah gehen, sagt sie, weil sie hier nicht ankommen. Sie verlassen eine Welt, in der Rapper wie Bushido den Integrations-Bambi bekommen und verurteilte Straftäter ein Praktikum im Bundestag.

Auch die Islamisten wollten Geschichte schreiben, wenn nicht hier, dann da, als die erste Generation in einem Kalifat, obwohl die meisten von ihnen, da ist sich Dantschke sicher, „theologische und ideologische Analphabeten“ sind. Sie klickt durch ihre Folien, durch Begriffe wie: Gehorsam, Struktur, Gemeinschaft, Identität, Rebellion, Protest. Irgendwann meldet sich ein älterer Herr: „Mir dämmert es, das kennen wir doch alles, das ist RAF.“

Es sind jene Momente für Claudia Dantschke, in denen sie spürt, dass es sich lohnt, durch Deutschland zu fahren und den Menschen zu erklären, dass Männer wie Emrah kein Import sind aus der Ferne, sondern Produkte dieser Gesellschaft. Dantschke ist glücklich, wenn ihre Zuhörer nicken, mitschreiben. Sie tankt Kraft, für Tage, an denen sie Müttern gegenüber sitzt, ihnen die Hand hält und sagen muss: „Ihr Sohn ist tot, ganz sicher, er wird nicht zurückkehren aus Syrien.“ Es sind Gespräche, bei denen sie Psychologin ist,

Familienberaterin. Oft geht es auch ihr zu nahe, aber sie will nicht aufhören. Es sind jene Gespräche, von denen sie oft erzählt, im Zug, am Telefon, nachts, wenn sie nach einem Vortrag vor dem Hotel steht und raucht: „Manchmal denke ich, gut, dass ich keine Kinder habe.“

Claudia Dantschke wurde 1963 in Leipzig geboren, sie war 13, als sie durch New Yorker Bildbände blätterte und von der Ferne träumte. Sie ging zu den Jungen Pionieren, studierte Arabistik und hoffte, als Übersetzerin ins Ausland zu kommen. Gott gab es nie, an den glaubte man eher nicht in der DDR. Dantschke arbeitete in einer Nachrichtenagentur, blieb im Osten. Als die Mauer fiel, kam sie nach Berlin, landete in Neukölln, bei einem türkischen Nachrichtensender, im Hinterzimmer eines Reisebüros.

Sie redet gern über jene Zeit. „Die Türken haben mich in Westdeutschland inte-



Extremismusexpertin Dantschke
Verzweifelte Anrufe rund um die Uhr

griert“, sagt sie, Claudia Dantschke lacht laut, wenn sie lacht. Bald ging es bei ihren Recherchen um rechte Türken, islamistische Strömungen. Claudia Dantschke mag es nicht, wenn die einen Menschen den anderen befehlen wollen, wie sie zu leben haben. Nach Dantschkes Enthüllungen wurden radikale Vereine verboten, Zeitungen vom Markt genommen. Sie wurde die Expertin, die sie heute ist, so bekannt, dass auch Emrah sie kannte, hinter Gittern.

Emrah war erst 17, als er zum ersten Mal in Haft kam. In einem Szeneblatt der Salafisten hat er beschrieben, wie er in den Knast kam, in der Zelle zu Gott fand: „In meiner Jugend habe ich viel Schlechtes gemacht, alles, was sich ein Mensch vorstel-

len kann. Eine Anzeige kam nach der anderen, Briefe und Vorladungen, Gericht nach Gericht.“ Emrah klaute und raubte, kiffte und trank, er ging nicht zur Schule. Emrah vertickte Drogen, verprügelte Konkurrenten.

Er saß in Haft. Emrah betete zu Gott und versprach ihm, wenn er ihn raushole, werde er ein guter Junge. Es funktionierte, Emrah wurde entlassen, vorzeitig. Er betete weiter, hatte neue Freunde, nannte sie „Brüder“, sie nahmen ihn mit zu Vorträgen, Emrah war jetzt fromm, sein Vater zufrieden. Es hielt nicht lang. Emrah landete wieder in einer Zelle, sieben Quadratmeter Deutschland. Keiner besuchte ihn, nicht seine Freunde, nicht das Mädchen, das er liebte. Emrah weinte viel, schämte sich, suchte: „Ich dachte mir: Komm, du musst jetzt alles ändern! Komplet! Ich dachte, entweder ich lebe wie ein Tier, oder ich diene Allah.“

Emrah machte seine Zelle zur „Madrasa“, zu einer Gebetsschule, in die er andere Häftlinge einlud, um „Dawa“ zu machen, sie zum Islam zu rufen. „Meine Zeit ist im Knast gekommen, und ich bereue keinen Tag, den ich saß. Ich bin dort zum Mann geworden. Ich bekam inneren Frieden und fühlte mich so gut. Im Gefängnis sind zwei Häftlinge Muslime geworden, viele haben gebetet, und ich habe viel gelernt.“ Er wurde selbst zum Extremisten, der anderen anbietet, das alte Leben zu löschen, wie in ihren Computerspielen die Reset-Taste zu drücken, Neustart.

Als Emrah auf Bewährung freikam, reiste er ins pakistanische Grenzgebiet, mit Frau und Kind, er lebte in Mir Ali, einer Hochburg von al-Qaida. Eine Region, in der die Scharia herrschte, Nato-Konvois angegriffen wurden und die USA Terroristen mit Drohnen jagten.

Bei einem dieser Angriffe starb Emrahs kleiner Bruder Bünyamin. Der Splitter einer Rakete bohrte sich in seinen Kopf. Er wurde der erste Deutsche, der im Drohnenkrieg der Amerikaner getötet wurde. Emrah legte seine Leiche in die pakistanische Erde, rief beim BKA in Deutschland an und verkündete die Terrorpläne von al-Qaida, zog weiter, nach Somalia, ehe er in Tansania festgenommen und nach Deutschland ausgeliefert wurde.

Seit jenem Herbst 2010 stehen auf dem Platz der Republik in Berlin Container. Wer in den Reichstag will, legt seine Tasche auf ein Kontrollband und läuft durch Metalldetektoren. Islamisten wie Bernhard Falk nennen die Container nur „Emrah-Checkpoint“.

Es ist ein kalter Samstag im März, Bernhard Falk läuft durch die Innenstadt von Wuppertal. „Kindermörder“, schreien ihm junge Frauen hinterher, „wir kriegen euch alle, ihr Scheißterroristen, IS, Hurensöhne, verreckt“, schreien andere. Die Innenstadt

von Wuppertal ist an jenem Tag ein Laufsteg für Deutschlands Extremisten. Hooligans prügeln sich mit der Polizei, kurdische Aktivisten stehen mit Rechten vor einer Absperrung, der Hass vereint auch sie. Er richtet sich gegen Bernhard Falk und seine Begleiter, sie führen eine Kundgebung „gegen die Ungerechtigkeit gegenüber muslimischen Gefangenen“ auf.

Falk drängelt sich an ihnen vorbei, er ist ein großer Mann, fast 1,90 Meter, er trägt ein langes islamisches Gewand, es ist grau, er trägt es gern an besonderen Tagen. Polizisten führen ihn zu einem Zelt. Er muss die Schuhe ausziehen, sie wühlen in seinen Taschen. Falk wird begleitet von Kameraluchten, alle wollen ihn interviewen. Auch seine Anhänger halten ihre Handys in die Luft. Falk wirkt wie ihr Popstar, er steht gern im Mittelpunkt.

Er läuft weiter, vorbei an jungen Männern, die in einer Gebetsreihe stehen mit gesenktem Kopf, vorbei an den Kurden vor der Absperrung, die jetzt Silvesterböller zünden und Eier Richtung Bühne werfen. Einer der Prediger liest Briefe inhaftierter Islamisten in ein Mikrofon, hält 500 Euro in die Luft, er weint Tränen und ruft: „Jeder von euch spendet.“ Dann läuft einer durch die Reihen und sammelt.

Auch Falk läuft durch die Reihen, schüttelt Hände, verteilt seine Flyer, er hat sie in Frischhaltebeutel gehüllt, sie sollen nicht knicken, Falk mag Ordnung. Er sagt, „ruft mich an“. Auf dem roten Papier hat er seine Dienste für sie zusammengefasst: „Formulierung von Besuchsanträgen im Gefängnis, Einschätzung der Situation in verschiedenen Haftanstalten der BRD, Beobachtung der Anwälte (live) im Prozess. Propagieren der Aussageverweigerung.“

Seitdem die Zahl der Islamisten in Haft gestiegen ist, steigt auch die Zahl ihrer Sympathisanten. Wie die Rechten und Linken jahrzehntelang ihre Inhaftierten betreuten, haben auch die Islamisten ihre Unterstützer, kollektive Briefschreiber, der bekannteste unter ihnen ist Bernhard Falk. Für ihn hat der deutsche Staat die „Brüder und Schwestern“ zu Unrecht weggesperrt.

Es sind Fälle wie der von Karolina, sie schickte ihrem Mann 11000 Euro nach Syrien, Kameras und Nachtsichtgeräte, ihr Mann kämpft beim IS, sie sitzt im Frauenknast Vechta, inhaftiert mit ihrem kleinen Sohn, zwei Jahre alt – Falk nennt ihn den jüngsten politischen Gefangenen der BRD.

Es sind Fälle wie der von Marco, ein deutscher Konvertit, der rechte Politiker auspähte, Kofferbomben am Bonner Hauptbahnhof deponierte – ein höflicher Junge, sagt Falk, der nach „spontanem Bauchgefühl“ handelte und jetzt auf der Anklagebank im Oberlandesgericht Düsseldorf sitzt.

Männer wie Mohammed. Er war auf dem Weg nach Syrien – festgenommen auf der A8, OLG Stuttgart.

Fälle wie der von Andrea, sie wollte als Zweitfrau aus dem Allgäu nach Syrien – „sehr mutige Frau“, sagt Falk, OLG München.

Bernhard Falk kennt sie alle, persönlich, er besucht sie im Gefängnis, schreibt ihnen Briefe, druckt ihre Lebensgeschichten auf Flugblätter. Seitdem die Zahl der Rückkehrer gestiegen ist, hat auch Falk Stress, auch er sitzt oft im Zug wie Claudia Dantschke, auch sein Handy klingelt ständig, auch bei ihm rufen verzweifelte Mütter an, sprachlose Väter. Aber sie wollen nicht den Grad der Radikalisierung ihrer Kinder messen, sie sind weiter in ihrer Verzweiflung, sie brauchen Anwälte, sie wollen wissen, was sie den Nachbarn sagen sollen, seitdem der Staatsschutz ihre Tür aufgebrochen hat. Oft brauchen sie Geld, weil die Ermittler ihre Konten gesperrt haben, oft kommt dann Falk. Für sie fährt er von Ludwigshafen nach Stuttgart, sammelt Spen-



Checkpoint am Reichstag in Berlin
Pilotprojekte gegen Terrorplots

den. Von München nach Frankfurt, macht Hausbesuche. Geht ins Gericht.

An einem Dienstag ist er im Düsseldorfer Kapellweg unterwegs, er geht vorbei an einer Schrebergartensiedlung, an krähenähnlichen Hähnen, vorbei an Männern mit Maschinenpistolen, zu einem Betonklotz, Oberlandesgericht Düsseldorf. Polizisten kontrollieren Pässe, Falk begrüßen sie mit Namen, man kennt sich. In Saal II werden hinter einer Trennscheibe junge Männer in Handschellen auf himmelblaue Stühle geführt. Sie winken Bernhard Falk. Außer ihm sitzen nur noch drei Zuschauer im Saal. Im Zeugenstand steht ein Ermittler vom BKA.

Bernhard Falk hält einen blauen Füller in der Hand, schreibt mit. Wenn er sich

verschreibt, geht er mit einem Tintenkiller über die falsche Stelle. Falk mag keine Fehler. Er notiert sich, dass Passwortsicherungen heutzutage nichts mehr wert sind, dass die Szene observiert wird mit Software aus Kalifornien. Später wird er eine Warnung auf seine Facebook-Seite stellen, „Falk News“ ist der Kanal für seine Gemeinde. Er mahnt sie, nicht zu viele SMS zu schicken, nicht ständig zu chatten und „der BRD“ keine Beweise zu liefern, nur weil sie „tratschen“ wollten.

Falk wirkt wie ein Oberlehrer der deutschen Islamisten. Er selbst nennt sich Glaubenskrieger, und irgendwie „pastoral“ sei seine Arbeit, sagt er. Nach Ende der Verhandlung in Düsseldorf verlässt er das Gericht, geht über den Parkplatz, er kann die Kennzeichen der Autos den jeweiligen Anwälten zuordnen. Nur wenige Strafverteidiger sind in der Szene anerkannt, Falk kennt sie alle und vermittelt ihnen ständig neue Fälle. Die Anwälte nehmen ihn mit in ihren Autos, im Taxi, sie ziehen ihm Zugtickets, geben ihm die Anklageschriften, sitzen gemeinsam in Bahnhofshallen, trinken Kakao mit Sahne, lästern über Richter, über die Naivität der Angeklagten. Falk sagt, er brauche das Scherzen zwischendurch. Schließlich sei es nicht einfach für ihn zurückzukehren, immer wieder, an diesen Ort. Im Oberlandesgericht Düsseldorf wurde Bernhard Falk selbst einst entlassen, das war im Juli 2008.

Als die RAF Hanns Martin Schleyer ermordete, war Bernhard Falk zehn Jahre alt, die Palästinenser entführten die Luftwaffen-Maschine „Landshut“, und Andreas Baader und andere Gefangene nahmen sich in der „Todesnacht von Stammheim“ das Leben. Er sei von den Schlagzeilen fasziniert gewesen, sagt er, habe im Zeitungsladen seines Vaters viel geblättert, aber der Deutsche Herbst interessierte bei den Falks zu Hause nicht. Seine Mutter, eine Lehrerin, „humanistisch katholisch“, sein Vater, ein ehemaliger Nazi, der bei der Waffen-SS gedient hatte und dem kleinen Bernhard immer Vorträge hielt über „Untermenschen“, über Russen, Polen, Juden, das ganze braune Programm.

Bernhard Falk floh in die Kirche, betete zu Gott, wurde Messdiener, sein Priester nannte ihn immer nur Luzifer, weil er gern mit Feuer spielte, und heimlich las er Marx. Falk hat in seinem Leben nur ein einziges Mal Alkohol getrunken, Federweißer in der 11. Klasse. Als er Abitur machte, bombardierte Ronald Reagan Tripolis.

Falk sagt: „Der Westen als Militärmacht greift an und ordnet die Welt“, diese Arroganz, diese Haltung von „Übermenschen“ hätten ihm nie gefallen, er kannte sie, von zu Hause. Er liebte weiter seinen Gott, aber die katholische Kirche erkannte er bald als „ein die Sowjetunion zerstörendes Element“. Seine Religion passte irgend-



Islamist Falk: „Entweder sitzt du vorn in der Lokomotive, oder du erstickst hinten im Rauch“

wie nicht zu seiner neuen Weltanschauung, zum Geist des Widerstands, der ihn antrieb, und seine Religion, sie war ja doch nur Dekoration für Taufen, Beerdigungen und Hochzeiten. „Das Christliche in mir“, sagt Falk, „war auf ‚low level‘.“

Falk ging nach Aachen, studierte Physik, auf seinem Nachttisch stand ein Bild von Ulrike Meinhof. Er liebte eine Iranerin, konvertierte zum Islam. Die Linken in Deutschland hielt er für eingeschlafen, Falk wollte nicht sein wie sie. Er gründete die Antiimperialistischen Zellen (AIZ). Drei Jahre, neun Anschläge. Das Rechts- haus in Hamburg brannte, Bomben explodierten in Düsseldorf, versetzt mit Eisenkrampen. Ermittler sagten, die AIZ sei gefährlicher als die RAF. Falk sagte nie aus.

Er saß in Isolationshaft, streikte Hunger, seine linken Brüder hatten ihn vergessen. Der Knast wurde „ein Ort der Selbstgespräche“, sagt Falk. Aber er fand bald neue Freunde. Türken und Kurden, sie hatten von diesem neuen Mithäftling gehört, der zu enge Trainingsanzüge trug, der ein Deutscher war und irgendwie ein Muslim. Die Schließer stellten ihm jetzt Tragetaschen in die Zelle, Geschenke von den neuen Freunden, sie schickten ihm Taschenspiegel, Nagelknipser. Falk schrieb Pamphlete und verbreitete den Islam.

Es sei nicht schwer gewesen, vom Linksextremisten zum Islamisten zu werden, sagt Falk. Niemand könne die Geschichte aufhalten. „Entweder sitzt du vorn in der Lokomotive, oder du erstickst hinten im

Rauch“, sagt Falk. Der Islamismus ist die Lok. Den antiimperialistischen Widerstand leistet nicht mehr die Linke, sagt Falk, sondern Hamas, al-Qaida.

Als er aus der Haft entlassen wurde, wartete Miriam auf ihn, eine Deutsche, konvertiert wie er, empfohlen von seiner neuen Gemeinde. Falk zog zu ihr nach München, arbeitete in einem Callcenter, verkaufte Zeitungs-Abos, saß im Kundendienst von Vodafone, der Telekom. Immer wenn sie erfuhren, wer er war, musste er gehen. Das Konvertitenpaar zog weiter nach Ludwigshafen, in ein Viertel mit gestutzten Hecken und Reihenhäusern, in ein Wohnzimmer mit braunen Schränken und braunem Boden, dort sortierte Bernhard Falk seine Vergangenheit in schwarze Aktenordner.

Sie liegen auf einem grünen Samtsofa, auf dem Teppich. Falk sagt, eigentlich müsste er Regale kaufen, Ordnung machen, aber er hat keine Zeit, zu viele Festnahmen, zu viele Fälle. Und dann seine Zweitfrau in Dortmund, ihre gemeinsamen

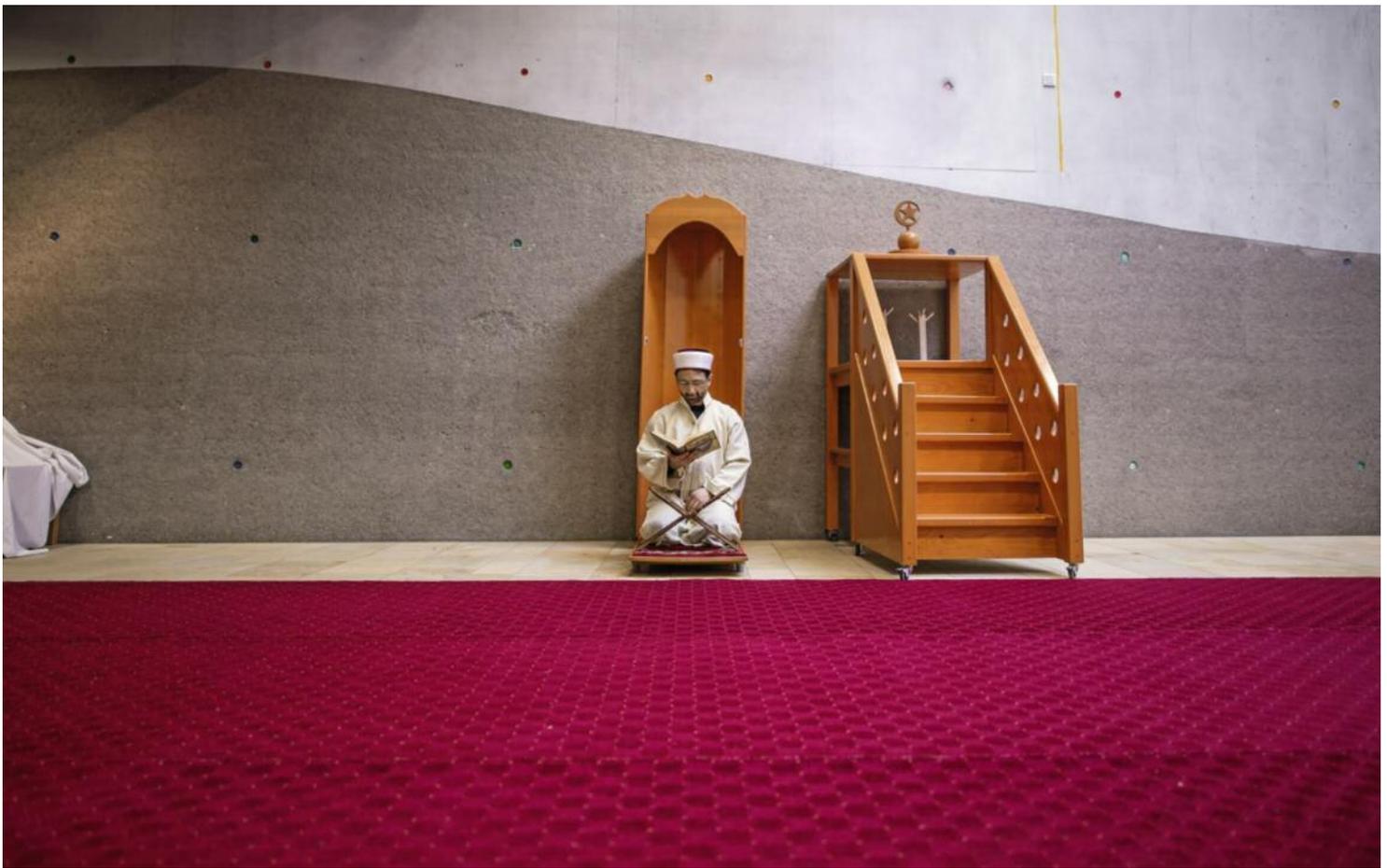
Irgendwann werden die Islamisten sauberer arbeiten. Dann werden Anschläge kommen.

drei Kinder. Falk lebt eine Woche in Dortmund, eine in Ludwigshafen. Die Regale müssen warten.

Falk blättert durch die Post der inhaftierten Islamisten, sie danken ihm, dass er schreibt, er sei der Einzige, der sie nie vergesse. In ihren Briefen verheiraten sie ihre Kinder mit seinen, malen Koranverse in grüner Farbe zwischen ihre Zeilen. Die Briefe sind sentimental, selten politisch. Früher war das anders, sagt Falk, als er noch Briefe las von Brigitte Mohnhaupt, von Christian Klar.

Die Anschläge von Paris, sagt Falk, wären eigentlich ein Anlass gewesen, der Welt zu erklären, warum der Widerstand nicht aufhören wird, nie. Aber seine Schützlinge sind noch nicht so weit. Falk ärgert sich oft in letzter Zeit, über Anwälte, die keine Presseerklärungen abgeben, über Eltern, die nicht wollen, dass er ihre Namen veröffentlicht. Über Angeklagte, die den Kopf aus der Kamera drehen, statt der Welt ihr Gesicht zu zeigen.

Ihr Widerstand besteht darin, nicht aufzustehen, wenn die Richter den Raum betreten, im Koran zu blättern, während Ordnungsstrafen wegen Missachtung des Gerichts über sie verhängt werden. Dieses „Geplänkel“ bringt nichts, das weiß auch Falk, aber er will geduldig sein, will ihnen beibringen, dass es nicht so wichtig ist, wie genau sie ihren Schleier tragen, dass keiner „vor Erotik in Ohnmacht fallen wird“, dass sie nicht darüber nachdenken müssen, ob das Rind, das sie essen, im „islamischen



Gefängnis-Imam Cimsit: Der ideale Muslim bindet dem Schlachttier die Augen zu

Kontext“ aufgewachsen ist. Sie müssen größer denken, weiter.

Irgendwann werden seine Islamisten besser, sauberer arbeiten, glaubt Falk, deshalb können auf Dauer Anschläge in Deutschland nicht verhindert werden. Mitleid mit Opfern hat er nicht. Falk sagt, er nehme die Demokratie eben ernst, und solange die Deutschen diese Politiker wählten, müssten sie auch mit den Konsequenzen leben. Falk hat noch nie gewählt. Er sagt, er wolle den Deutschen ja nicht ihre Kirche nehmen, nicht die Scharia in Bonn einführen, und auch die Amerikaner sollen weiter ihre Bagels essen dürfen, ihren O-Saft aus Alu-Dosen trinken, aber sie müssten aufhören, den islamistischen Widerstand in der Welt zu bekämpfen.

Vom „Islamischen Staat“ hält Bernhard Falk nichts, er mag al-Qaida, aber er will auch die Rückkehrer vom IS nicht im Stich lassen, nur weil sie sich verirrt haben. Falk hat seine jungen Islamisten kategorisiert in „Pflichtfälle“ und seine „Lieblinge“. Zu Letzteren zählt Emrah. Falk erinnert sich genau an den Tag, an dem er von seiner Festnahme hörte. Emrah habe ihn gleich fasziniert, ein Junge aus Wuppertal, der in eine Taliban-Region zieht, amerikanische Drohnen, tote Deutsche. „Große Weltpolitik unterm Mikroskop“, sagt Falk.

Er verpasste keinen Verhandlungstag vor Gericht, er winkte Emrah zu, der lächelnde zurück. Falk ist stolz auf Emrah, weil dieser sich nicht „melken“ ließ von der BRD, weil er nicht aussagte und den

Richter nicht ernst nahm. Falk mag es, wenn deutsche Richter an ihren Angeklagten verzweifeln, arabische Wörter falsch aussprechen, ihre Vorurteile gegen Muslime verraten.

Falk weiß genau, wie weit er juristisch gehen darf. Und solange die Behörden seine Besuchsanträge akzeptieren, geht er in deutsche Gefängnisse, spricht den islamischen Friedensgruß, sagt den Insassen, sie sollten geduldig sein und vor allem verstehen, dass sie anders seien als ihre Zellennachbarn. Sie sitzen dort, erzählt er ihnen, weil sie für eine gute Sache kämpfen. Sie sollen beten und warten. Falk ist da. Auch für die Familien. Er telefonierte oft mit Emrahs Frau. Empfahl ihr neue Anwälte, sagte ihr, wie lange die Verhandlung noch gehen wird, bereitete sie „emotional“ auf Emrahs Haftstrafe vor, sieben Jahre.

Bernhard Falk ärgert sich, dass Claudia Dantschke durch Deutschland fährt und behauptet, die islamistischen Häftlinge seien Verlierer, gestrauchelte Existenzen. Aber eine wirkliche Bedrohung sieht er nicht in Dantschke, sie sei ja noch nicht einmal Muslimin, sagt er dann. Mehr Angst machen ihm Männer wie Mustafa Cimsit. Er führt den Kampf, den Dantschke auf deutschen Straßen führt, hinter

Gefängnismauern. Cimsit ist ein starker Gegner.

Wenn er über die Flure der JVA Frankfurt geht, schließt er Zellen auf, begrüßt Gefangene, sperrt sie wieder ein, geht weiter, und Gefangene rufen ihm „Salam alaikum“ zu, laden ihn zum Essen ein. Sie mögen ihren Imam, ihren Prediger. Mustafa Cimsit hat viel zu tun, fünf Tage die Woche, acht Stunden am Tag. Jeden Morgen läuft er durch neun Sicherheitstüren zu seinem Büro, „Sprechraum, B.2.160, Imam“. In den Regalen stapeln sich Gebetsteppiche und Korane, an der Wand hängen Blätter mit arabischer Schrift.

Jeder vierte Gefangene der JVA Frankfurt ist muslimischen Glaubens. Jeden Freitag zieht Cimsit für sie seinen weißen Mantel über, hockt sich in den Gebetsschrein und nimmt seinen Koran in die Hand. Der Altar wird in ein weißes Tuch gehüllt, das Weihwasser abgedeckt, die Stühle für den Gottesdienst kommen in den Nebenraum. Jesus am Kreuz wird ins Regal wegsortiert, die roten Gebetsteppiche werden ausgerollt. Für wenige Stunden verwandelt sich der Andachtsraum mit den aufgeklebten Sonnenstrahlen in die Moschee der JVA.

Auch Emrah saß in den vergangenen Monaten oft auf jenem roten Teppich und hörte die Predigt von Cimsit. Mustafa Cimsit mochte diesen Häftling, er sei ein herzlicher Junge, er habe ihn oft umarmt, lustig und sehr höflich sei er, wenn es nicht gerade um Jesus oder Buddha ging. Cimsit erzählte, dass auch sie vielleicht von Gott



Video: Termin beim Gefängnisseelsorger

spiegel.de/sp192015seelsorge
oder in der App DER SPIEGEL

geschickt wurden und die Menschen sie dann Gott gleichsetzten. Buddha, ein Prophet? Emrah ging es zu weit. Er nannte es Unglaube und verließ die Predigt.

Cimşit ließ ihn gehen, ging ihm nicht nach, er strafte ihn nicht, er schickte ihm Grüße, legte eine islamische Quelle bei und einen Schokoladenriegel. Emrah brauchte drei Wochen, dann kam er zurück, umarmte Cimşit und sagte, dass es ihm leidtue, er seine Ansicht noch nicht teile, aber akzeptiere.

„Die meisten kommen in meine Predigt, weil sie reden wollen“, sagt Cimşit. Reden über Heimweh und anstehende Besuchsanträge. Reden über die Attentate von Paris und die Karikaturen, die ihren Propheten verhöhnen. Über das Kalifat und die Enthauptungen. Über Verschwörungstheorien. Ob das in Paris vielleicht doch die Amerikaner waren? Oder die Juden? Es sind absurde Fragen, aber wenn sie nicht Mustafa Cimşit hätten, um über sie zu reden, dann redeten sie nur untereinander, und niemand widerspräche mehr.

Oft geht er mit den Gefangenen weiter, in seinen Gruppenraum. Flatscreen, Musikanlage, ein Holztisch mit roten Tulpen. Cimşit kocht ihnen Tee, kocht ihnen Kaffee, bringt Döner mit, manchmal den Käsekuchen seiner Frau, Tiramisu, türkische Zuckerteile. Er sagt, Vertrauen sei wichtig. Essen auch. Dass seine Frau für sie in der Küche stehe, bringe Respekt, Zugang.

Während sie Kuchen essen, redet Mustafa Cimşit. Er hat gehört, dass einige von ihnen die Enthauptungen des IS „nicht so schlimm“ finden. Er erklärt ihnen dann, dass der ideale Muslim dem Schlachttier die Augen zubinde, damit es das Blut der anderen Tiere nicht sehe. Dass Muslime ein scharfes Messer nehmen, um das Tier so „sanft“ wie möglich zu töten. So stehe es in den Schriften, so sei es Gesetz. Und sie sollten jetzt darüber nachdenken, was es mit ihrer Religion zu tun haben könne, dass die Barbaren vom IS Menschen mit „stumpfen“ Messern enthaupten, dass sie Bilder davon ins Internet stellen, wenn doch wahre Muslime den Tieren sogar die Augen zubinden, damit sie wenig leiden.

Vor einigen Wochen kam ein Gefangener zu Cimşit und sagte: „Hey, Imam, wenn ich hier raus bin, fahre ich nach Syrien.“ Cimşit habe Wochen gebraucht, um den Gefangenen davon zu überzeugen, dass ihn dort kein Mensch brauche. Ja, Muslimen widerfahre Unrecht in der Ferne, aber wer weder die Sprache spreche noch die Wege kenne und auch keine Kampfausbildung habe – was wolle der in Syrien?

Cimşit predigt jene Worte oft, im Freitagsgebet, auf dem Flur, bei Einzelgesprächen, er tat es auch in Emrahs Zelle. Der wahre Kampf beginnt vor der eigenen Haustür. Gott habe die Muslime nicht um-

sonst dorthin geschickt, wo sie sind. Es sei „faul“, in einen Krieg zu ziehen, anstatt einen Ausbildungsplatz zu suchen.

Cimşit sagt, er fühle sich in solchen Gesprächen wie ein Psychologe, oft als großer Bruder, manchmal wie ein Sozialarbeiter. Bei Männern wie Emrah gehe es in erster Linie nicht um den Islam, es sei der Extremismus, der immer diejenigen infiziere, die sich ungebraucht fühlten. Cimşit will sie herausholen aus ihrer Opferrolle, aber anders. Sie sollen lernen, sich zu wehren gegen Unrecht, mit Anträgen, mit einem Studium und nicht mit einer Kalaschnikow.

Wenn Männer wie Emrah ihm nicht zuhören wollen, sagt Cimşit: „Ich bin Muslim, du bist Muslim, du sitzt in einer Zelle, ich habe ein eigenes Büro hier im Knast, um dir zu helfen, denk mal darüber nach.“ Emrah habe nachgedacht, sagt Cimşit.

Der Imam ist 43 Jahre alt, in einem kleinen Dorf im Osten der Türkei geboren und aufgewachsen in Hettenleidelheim in der Pfalz. Cimşit war ein frommer Junge, der Sohn von Gastarbeitern, der einzige Türke auf dem Gymnasium. Er verkaufte Software danach, fand keinen Sinn darin und studierte Religionswissenschaften.

Mustafa Cimşit ist sich sicher, dass die Zahl der Islamisten in deutschen Gefängnissen weiter steigen wird. Und auch diejenigen, die nicht als Islamisten hinter Gitter kommen, sind in Gefahr, dazu zu werden, durch Inhaftierte wie Emrah, durch falsche Freunde wie Falk.

Mustafa Cimşit sagt, die Zeit im Gefängnis sei eine Gelegenheit, um auf die Verwirrten einzuwirken, damit sie keine Täter werden. Radikalisierung sei ein langer Prozess, und wer ihn durchlaufen habe, komme nicht schnell wieder davon los, man dürfe keine „Expressheilung“ erwarten.

Mit Emrah sei es ein harter Kampf gewesen. Viele Stunden, viele Gespräche. Cimşit traf sich mit Emrahs Frau, spielte mit seinen Kindern, die Emrah nur hinter einer Trennscheibe sehen darf. Er verbrachte viel Zeit mit Emrah allein. Damit er sich überhaupt traue, laut zu bereuen. Emrah habe oft geweint, wenn er erzählte, von seinem Bruder, vom Krieg, dann umarmte Cimşit ihn, obwohl Gefängnisangestellten der Körperkontakt zu Insassen nach den Vorschriften verboten ist. Aber seitdem er durch die Flure der JVA Frank-

Der Innenminister sitzt bei „Maybrit Illner“ und sagt nur: „Gefängnisse sind Ländersache.“

furt läuft, hat sich viel verändert. Cimşit kämpft, jeden Tag, mit seinen Mitteln.

Es geht um Emrah und seine Brüder. Darum, dass sie in deutschen Gefängnissen nicht neue Brüder finden. Es geht darum, dass Deutschland weiterhin verschont bleibt, dass keine Vorortzüge explodieren, keine Busse, dass nicht Menschen niedergeschossen werden. Und es geht darum, dass der deutsche Staat viel will und dass er fast nichts dafür tut.

Es gibt einen Beschluss der Justizministerkonferenz von 2013, in dem festgelegt wurde, dass es Programme der Deradikalisierung in Gefängnissen geben müsse; seitdem ist nicht viel passiert. Viele zuständige Stellen und Behörden haben erst in den vergangenen Monaten angefangen, sich mit dem Thema zu beschäftigen. Und während Claudia Dantschke Vorträge hält, Mustafa Cimşit sich um seine Islamisten kümmert, die zufällig bei ihm landen, Bernhard Falk weiter Briefe schreibt, sitzt Innenminister Thomas de Maizière bei „Maybrit Illner“ und debattiert. Und auf die Fragen, was für konkrete Pläne es denn gebe und welche finanziellen Mittel, um die Radikalisierung in deutschen Gefängnissen zu verhindern, antwortet de Maizière erst gar nicht, und dann sagt er, Gefängnisse seien Ländersache.

Fragt man die Länder ab, bekommt man ein Potpourri aus Antworten. Niedersachsen hat irgendein muslimisches Seelsorgeprogramm, Bayern und Berlin beschäftigen sich seit den Anschlägen von Paris gezielter mit dem Thema. Während die Justizministerien der Länder noch prüfen, beobachten und Pilotprojekte planen, werden in Bremen und Hessen Razzien durchgeführt und potenzielle Attentäter festgenommen. In Dresden wird eine Demonstration wegen Anschlagswarnungen abgesagt, in Braunschweig der ganz Karnevalsumzug. Und an den Bahnhöfen der Republik patrouillieren wieder Polizisten.

Vor einigen Wochen hat sich Mustafa Cimşit von Emrah verabschiedet, sie haben sich umarmt, immer wieder, Gott soll dich schützen, hat Cimşit ihm gesagt. Gott soll dich schützen, Imam, hat Emrah erwidert. Emrah wurde verlegt, in die JVA Hagen.

Cimşit konnte Emrah dann doch nicht ganz Gott überlassen, er rief in der JVA Hagen an und verlangte den Imam, um ihm ein paar Tipps zu geben und ihm zu sagen, dass er geduldig sein müsse mit Emrah. Die Frau am Telefon sagte, sie könne Cimşit nicht durchstellen, die JVA Hagen habe doch gar keinen Imam. Cimşit überlegte. Vielleicht könne der Anstaltspfarrer helfen? Cimşit wartete, es knackte in der Leitung, der Pfarrer ging nicht ran, Mustafa Cimşit legte irgendwann auf.

Er saß einen Moment lang still da, für sich. Dann betete er zu Gott, für Emrah, für Deutschland. ■